

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

13. Mittwoch, am 15. Februar 1843.

Dresden und Leipzig in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

**Des Kaisers Pathe.** Novelle aus den fränkischen Revolutionskriegen von Ferd. Aug. Oldenburg. Zwei Theile. gr. 8. Lemgo, im Verlag der Meyer'schen Hofbuchhandlung, 1842.

Diese Novelle führt uns in eine verhängnißvolle Zeit, in die Zeit, wo der Kaiser Joseph II. im Kampfe mit den widerspenstigen Ungarn seine Reuerungen zurücknimmt; wo das deutsche Reich blutige Kriege gegen das revolutionäre Frankreich führt; wo die Republik Venedig durch Buonaparte vernichtet wird. Wir sehen zunächst den Kaiser Joseph auf einer Reise begriffen. Die Deichsel seines Wagens zerbricht, und er ist genöthigt, in dem Schlosse eines Freiherrn v. Schwanberg einzufahren. Dort soll eben die Taufe eines dem Freiherrn gebornen Töchterchens stattfinden. Joseph bietet sich als Pathe an und nennt das Kind Josepha. Diese Josepha erscheint im Verlaufe der Geschichte gleichsam von Joseph's Geist beseelt. Sie ist der bedeutendste weibliche Character des Buches und im Ganzen gut gezeichnet. Ihr gegenüber steht ihre Schwester Louise, ein edles, sanftes, dem häuslichen Leben und der häuslichen Sitte zugewandtes Wesen. Unter den männlichen Characteren ist vor Allem Ludwig v. Giselhart hervorzuheben. Er ist gleichsam Josepha's guter Geist, so lange er ihre Liebe erringen zu können glaubt, wird ihr aber zum höllischen Dämon, als sie seine Liebe nicht erwidert. Weniger gelungen scheint uns der Character des Obristen. Seine Handlungen sind wohl nicht genugsam motivirt. Doch nehmen Pietro Albani und Rebekka unser Interesse in Anspruch. Ersterer ist ein der heiligen Quarantia in Venedig würdiges Mitglied und Werkzeug, letztere ein edles Judenmädchen, verklärt durch ihre Liebe zu Antonio, der in den Bleikammern schmachtet. Der Gang der Geschichte selbst ist durch eine Menge von historischen Begebenheiten gewandt und anziehend hindurchgeleitet. Die Scenen sind meist mit frischen Farben anziehend und kraftvoll gezeichnet. Insbesondere sind die venetianischen recht ergreifend ausgeführt. Nur Schade, daß der Verfasser sich öfters allzusehr in Raisonnements verliert und dadurch die Wirkung des Ganzen schwächt. Auch giebt am Schlusse die Wiedervereinigung Rebekka's und An-

tonio's keinen genügenden Ersatz im Vergleich mit den schrecklichen Ereignissen in der Familie des Freiherrn v. Schwanberg, der mit gebrochnem Herzen, als der letzte seines Stammes, sich zur Grabesruhe niederlegt. — Die äußere Ausstattung ist bis auf das etwas graue Papier anständig zu nennen.

Adolf Hube.

**Faust.** Ein dram. Gedicht von G. St. Gylsky. Halle, 1843. Verlag von Eduard Heynemann.

Ich gehöre nicht zu den Recensenten, die ein lauges Gesicht machen und die Stirne in gewaltige Falten legen, so oft ihnen eine neue Bearbeitung der Faustsage zu Gesichte kommt. Ich gehöre nicht zu denen, die da fragen: „Wozu nach Goethe's Faust noch einen Faust?“

Beckstein und Lenau haben's bewiesen, daß man noch nach Goethe einen Faust und zwar einen guten Faust dichten könne, warum sollte es unmöglich seyn, daß es einem Dritten noch besser glücke, wie Beckstein und Lenau? Der Altmeister Goethe selbst erklärte den Stoff für ewig ausreichend und Referent selber erhielt von ihm den Rath: einmal einen Malerfaust zu — zeichnen, „wenn es ihn einmal dazu dränge, den Stoff zu bewältigen.“ Ich fühlte diesen Drang bis jetzt noch nicht in dem Maße, um ihm nicht widerstehen zu können, ein paar Mephistophelesblätter, nach denen Herlossohn sein Taschenbuch, „Mephisto,“ entwarf, war, alles, was ich bis jetzt zeichnete, doch stehe ich nicht dafür, daß nicht in spätern Jahren einmal der Drang mich überkomme daß ich einen Faust zeichnen muß, wie ihn der große Altmeister als Aufgabe für mein Talent bezeichnete. Allein der Drang in mir müßte sehr groß und sehr gewaltig seyn, denn es gäbe bei dieser Gelegenheit noch bei weitem mehr, als meine Faulheit zu bekämpfen. —

Indeß lese ich alle neuerscheinenden Bearbeitungen des Faust, welche mir in die Hände gerathen, gewissenhaft durch und wenn dabei für mich, der ich den Goethe'schen Faust so ziemlich Wort für Wort inne habe,

auch öfter von Buße als von Erbauung und Erheiterung die Rede ist. — Ich lese doch frisch darauf los, denn aus dem Verfehltesten läßt sich oft eben so viel lernen, als aus dem Gelingensten.

Wenn ein neuerer Dichter es unternimmt, einen neuen Faust zu schreiben, so ist Tausend gegen Eins darauf zu wetten, daß er es gar nicht darauf anlegt, worauf der alte Löwe von Weimar so viel Bedeutung legte, nämlich: den **Stoff** zu bewältigen, und über ihn als Meister dazustehen. Allerdings ist diese Aufgabe eine ungeheure und Goethe selber löste sie vollkommen nur in der wunderherrlichen Scene des zweiten Theils seiner Tragödie, wo der körperlich erblindete hundertjährige Faust sich mit glühenden Farben das höchste Erdenglück ausmalt:

„mit freiem Volk auf freiem Grund zu stehen.“  
und im Moment darauf todt niederstürzt.

Allein auch im ersten Theile schon erkennen wir genugsam den Meister Bewältiger und nichts scheint mir absurder, als die Meinung vieler Commentatoren Goethe's: „er habe im Faust sich selber geschildert.“ Goethe war ein außerordentlicher Mensch der das, was er wurde und für alle Zeiten seyn wird, der eigenen, ihm innewohnenden Kraft verdankte, der Faust aber — nämlich Goethe's Faust, dankt doch am Ende sehr viel der Gnade — „dem dunkeln Drange“:) das ist nun allerdings das Loos der meisten „guten Menschen,“ die eben nur gut sind und sonst nichts, trotz aller Begabung von der gütigen Natur.

Hierin liegt der Hauptfehler der Goethe'schen Dichtung und bei weitem höher steht darum der Faust der Ursache, der dem Teufel verfällt, nicht nur weil er als Mensch kräftiger und selbstständiger dasteht als Goethe's Held, sondern auch, weil der alte Dichter ganz richtig die Gerechtigkeit Gottes über die Gnade stellt. Gegen die Gerechtigkeit läßt sich nie etwas vorbringen, was Stich hielt, gegen die Gnade sehr oft und mit Recht.

Daß dieß von unsern neuen Faustdichtern nicht erkannt wird, das ist der Jammer in unserer Faustliteratur, der den Unsinn läßt zu hohen Ehren kommen, wenn sonst nichts flecken will. — Jeder im Examen durchgefallene Candidat der Theologie, Juristerei und Medicin 2c. 2c. hält sich für einen Faust, weil er durch sein unglücklich abgelaufenes Examen endlich dahin ge-

\*) Im Gegensatz zu dem Dichter und Menschen Goethe, der sich immer klar bewußt war, was er wollte und erstrebte,

langt ist, zu wissen: daß er nichts weiß. Und jeder unselige Reimschmidt, jeder misrathene Maler und das Heer verunglückter Don Juan's — sie alle bilden sich ein, sie wären der Faust und setzen sich hin und portraitiren sich ab, mit ihrem Weltschmerz, ihrer Dummheit und ihrem Mangel an Bravour, und meinen nun: sie hätten den rechten Faust gedichtet, gegen welchen der Goethe'sche doch eigentlich nur ein Lump sey. — —

Das wird nicht aufhören, so lange es Nullität, Halbheit und Arroganz geben wird und dumme Teufel, welche glauben, sie vermöchten es in ihrer Beschränktheit, ihren eigenen Mephistopheles zu machen. Nun! es muß auch solche Räuge geben.

Was nun den vorliegenden „Faust“ des Herrn Gzilsky betrifft, so erscheint Faust darin als Philosoph und Protestant; in beider Hinsicht ungeheuer bornirt! Mephisto ist ein Mucker und geheimer Jesuit, die guten Engel aber sind sämmtlich — Hegelianer, welche Gott denken. Wäre dieses alles als Parodie auf unsere falsche Philosophie, unser Mucker- und mißverstandenes Protestantenthum gegeben, so müßte der Einfall als ein genialer bezeichnet werden und die Wirkung würde — entspräche die Ausführung nur halbwege der Idee, eine drastische seyn. Aber es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt und zu diesen Dingen gehört der durchaus nicht parodistisch gemeinte Faust des Herrn Gzilsky. Diesem Dichter ist es vollster, heiligster Ernst, wenn er seine Engel am Schlusse singen läßt:

Es löschen die Flammen des Lichtstromes aus!  
Und nichts ist von Allen im göttlichen Haus,  
Als göttliches Wollen, als göttliches Denken.  
Sich darin mit allem Gelüst zu versenken,  
Das ist der Segen der seligen Lust.  
Füllt solche Wonne die menschliche Brust:  
Dann hält sie den Himmel im süßen Umarmen  
Und kann sich auf Erden schon an ihm erwärmen.

In den beiden Schlußzeilen liegt die Tendenz des ganzen Gedichts: Gott — alles ist Nichts, wenn ihn der Mensch nicht denkt. Traurige Verirrung des menschlichen Geistes! und eben darauf sind unsere Philosophen stolz. — Wie recht hat Goethe's Faust:

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet —  
Der immerdar am schmalsten Zeuge klebt,  
Mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt,  
Und froh ist, wenn er — Regenwürmer findet.“

Es würde zu weit führen und doch der Mühe nicht lohnen, wenn wir nur auf den kleinsten Theil all

des bodenlosen Unsinn aufmerksamer machen wollten, welchen das Buch auf 166 splendid gedruckten Octavseiten enthält — Frauen mögen sich übrigens hüten, es in die Hand zu nehmen, denn es finden sich mitunter Stellen darin, wogegen die verrufenen Wiße in der Heranküche und der Walpurgisnacht des Goethe'schen Faust wahre Lilien sind.

Was die Ausstattung des Buches betrifft, so ist sie, leider! schöner und correcter, als fast sämtliche frühere Ausgaben des Goethe'schen Meisterwerkes, und der Herr Verleger ist nur zu bedauern, daß er durch den Namen „Faust“ geblendet, sich verleiten ließ, ein solch poetisches Mondkalb zur Welt befördern zu helfen. — —

J. P. Lysler.

**Die Witwe, wieder verheirathet.** Von Frances Trollope. Nach dem Englischen von N. Freiherrn v. L. Vier Bände. Stuttgart, bei Weise und Stoppani. 1842.

Der Unterzeichnete zweifelt durchaus nicht, daß diese wieder verheirathete Witwe ihre Liebhaber finden werde, das Buch nämlich. Sein Abenteuerliches gewährt einen doppelten Reiz, weil zwischen dem Vortrage fast überall das Lächeln der Ironie, mitunter nicht ohne Anmuth und Schärfe hindurchblickt. Dazu trägt das unverwüßliche Geplauder so ganz die Farbe der Wirklichkeit und weiß die ordinärsten Ereignisse mit solchem Gewicht abzuwickeln, daß besonders manches Mitglied der Damenwelt sich darin zu Hause fühlen wird, wie in seiner eignen Kinderstube. Schon das erste Capitel mit seinen Vorstudien der Mistress Allen auf die künftigen Mutterpflichten, riecht gewaltig nach der Unnehmlichkeit einer solchen Stube.

Die in Bantienensland beginnende Geschichte endet späterhin in England, nachdem Intriguen und Avonturen mannigfacher Art, zu Wasser und zu Lande, theils allmählig ausgehoben, theils rasch improvisirt, zum Vorschein gekommen. Doch sind die kleinen wie die großen Begebenheiten des Buches in eine solche Anzahl ironischer und sonstiger Worte verpackt, wie zuweilen andere scherzhafte Geschenke in eine entsetzliche Last von Papieren, deren Pointe darin besteht, daß, wenn man ein Papier nach dem andern von dem zuerst ganz ungeheuer groß gewesenem Volumen abgelöst hat, zuletzt dem Kern der endlos in einander geschachtelten Schalen nur ein überaus niedliches Resultat gewährt.

Es hieße den geneigten Leser den Hauptspass verderben, wollte man der ihm von Miss Trollope zugebachten

Operation durch Meldung der Ereignisse nachweis vorgreifen. Nur so viel im Vertrauen, daß die ehrfame Lesewelt es in dem Helden und der Heldin des Werkes keinesweges mit Tugendbildern von abschreckender Strenge zu thun bekommt. Vielmehr hat Major Allen treffliche Gründe, statt dieses Namens den Namen seines Vorgängers in der Ehe mit seiner Gemahlin, anzunehmen, weil er ohne solche Maaßregeln peinlichen Anfechtungen von Seiten der Obrigkeiten schwerlich entgangen wäre. Ob es ihm mit ihr gelungen sey, darüber darf man schon deshalb keine Auskunft vom Referenten erwarten, weil sie am Schlusse des Buches ebenfalls ohnehin erfolgt und die frühere Benachrichtigung als eine Art von Verrath an der Verfasserin auszuliegen seyn würde.

So viel ließe sich allenfalls bemerken, daß das, was man seine Lebensart nennt, der guten Frau Majorin nicht immer zur Hand sey. So vergift sie sich Band 1, Seite 149 dergestalt, um den Herrn Gemahl zu fragen: wie er so ein Esel seyn könne? Auch sagt sie Seite 159 ihrer 14jährigen Tochter, daß der Vater so eitel sey, wie ein alter Pfau. Diese Tochter bewährt Bd. 2, Seite 36 das uralte Sprichwort, daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle, indem sie dort dem Major, ihrem Vater, erwidert: Wie magst Du solchen Unsinn sprechen, Papa?

Uebrigens wie gesagt, der Roman wird, schon des Drolligen wegen, das der Ironie der Verfasserin eigen ist, in dieser, im Ganzen recht lesbaren, Uebersetzung, nicht ungelesen bleiben, zumal da Miss Trollope's Name auch in der deutschen Literatur sich bereits ein Publicum erworben hat.

A. Friedrich.

### Fortsetzungen.

**Theater von Friedrich v. Seyden.** Dritter Theil. Leipzig, 1842. Verlag von W. Einhorn.

Dieser Band enthält zwei Lustspiele, den „Geschäftsführer“ und „Geheimnisse und ihr Ende.“ In einem feingeläuteten Style behandelt darin der Verfasser Zustände des conventionellen Lebens, und die Worte Seite 13: „pikant, petillant, seillant“ lassen sich auch auf mehrere Wendungen in diesen Stücken anwenden. In beiden findet man richtige Blicke über das Leben, der reifen Bildung und Objectivität des Verfassers entspringend. Das erstgenannte Lustspiel gewinnt in den drei ersten Acten, in welchen es in ein Drama übergeht, durch Einwebung einer Criminaluntersuchung und Auffindung eines Sohnes, an Handlung. Im

Einzelnen ist zu bemerken, daß die, einen Hauptbestandtheil des Stückes bildende, philosophirende Wichtigkeit im Dialoge nicht auch dem dienenden Personale, vielmehr diesem ein anderer Ton der Laune zuzutheilen gewesen seyn dürfte.

Das zweite Lustspiel: „Geheimnisse und ihr Ende,“ übertrifft das erstere an dramatischer Seele, indem es unter lebendigen Combinationen den auf der jetzigen Bühne nicht vielfach einheimischen Character eines „Geheimnißliebhabers“ einführt. Von einem theoretisch-practischen Schauspieler, wie z. B. der verstorbene Künstler Pauli war, dargestellt, könnte die Rolle des Hofrath Heimlich Effect machen. Die Tragödie, „der Spiegel des Akbar,“ welche durch hohe und reine Tendenzen den poetischen Culminationspunct dieses Bandes bildet, ist uns in mehrfacher Hinsicht sehr anziehend erschienen. Was zuvörderst den poetischen Ton des Ganzen betrifft, so ist darin sehr glücklich die allen Vorderasiaten gemeinsame reizbare Seelenstimmung verbunden mit orientalischer Lebensanschauung, ruhiger Ethik und Bilderfülle ohne Schwulst getroffen. Leider gingen bei einem Brande von Constantinopel die daselbst in seltenen Manuscripten aufbewahrten Tragödien des Persischen Dichters Hafiz-Nurun mit Ausnahme einiger Stücke unter. Die in der v. Heyden'schen Tragödie dem Gjud Chan, nachmals Akbar zugetheilte Idee, das Mongolenthum mit dem Urindierthum zu vereinen, beruht in historischer Wahrheit. Aber die Mongolen ließen diesen Gedanken später wieder fallen, meinend: „Tonien (worunter sie alle Urstämme Vorderasiens verstanden) sey zu weich für das Tartarenthum.“ Da das in dieser Tragödie mit sinniger fast persischer Zartheit gut getroffene orientalische Colorit, in der weichen und weiten Ausgießung seines Schmelzes mit der deutschen dramatischen Poesie nicht ganz in Homogenität steht, so ist um so mehr wahrzunehmen, daß v. Heyden namentlich von dem Schlusse des dritten Actes der Tragödie an, jene Orientalenpoesie auch zu acht dramatischen Situationen zu verweben verstand. Vorzüglich tritt der Character der Giandra in sein asiatischer Weiblichkeit, lyrischem Schwung und mit guten Monologen und Abgängen sehr wirksam hervor, und selbst die kurzen Worte: Ja und Nein sind auf originell prägnanteste und für das Schicksal eines Reichs folgenreichste Weise in ein scharfes Leben gerückt. Als Schatten neben diesem Licht stellt sich zwar dar, daß der als edel geschilderte Akbar, welcher sich ohne Noth und ganz

allein unter seine Feinde wagt, denselben unterirdischen Gang, durch welchen ihn Giandra rettete, später zu Ueberrumpelung ihrer Stadt unritterlich, wenn auch für eine Herrscheridee benützt, und Giandra, wiewohl sie in Akbar ihren früheren, von ihr geretteten Geliebten erkennt, und Akbar's Thron als Gattin theilen soll, sich ersticht, was uns unnatürlich dünkt. Aber es sind hierbei Wendungen gebraucht, welche das jetzige Publicum bei Darstellung des Stückes als überraschend schlagende Effecte ergreifen würden. Nur müßten zum Total der Bühnenwirkung einige andere Stellen der Tragödie annoch für die dramatische Deconomie eingerichtet werden. —

E. Gehe.

**Staatslexikon von Rotteck und Welcker.** Altona, Hammerich. Bd. XIII. Hef. 5.

Hiermit ist der dreizehnte Band, der sich bis *Rheinhandel* erstreckt, geschlossen. Dieses letzte Heft giebt uns noch: *Reichsgerichte*, *Reichsritter*, *Reichstag*, von Beck, *Reinigungsleid*, von Liebe, *Religion und Renegaten*, von R. Buchner, *Repräsentatives, constitutionelles und landständisches System*, Rhein, *Rheinlande*, *Rheinschiffahrt*, von Fr. Kolb, *Republik*, *platonische*, von Schiffler, *Reuß*, von Bülow und *Rheinoctroi*, von Carl Mathy.

**Pierers Universal-Lexikon.** Band XI. Hef. 64 bis 66. Band XII. Hef. 67 bis 72.

Die Artikel erstrecken sich von *Fregoso* bis *Grey*. Auch liegt das zweite Heft des Atlas der Abbildungen auf zehn Tafeln bei, wobei die Vorbemerkung der Redaction wieder beweist, mit welcher Umsicht sie auf die Bedürfnisse ihrer Leser und die universelle Brauchbarkeit des ganzen Werkes eingeht.

**Geschichte des sächsischen Volkes und Staates** von Dr. C. Bretschel. Leipzig, Beyer. Lieferung 8.

Die so wichtigen Ereignisse für Sachsen, in welche wir hier eintreten, machen eine ausführlichere Behandlung wesentlich nothwendig, und so schreiten wir in dieser Lieferung nur bis zum Jahre 1550 vor, finden aber schon die Begründung des neuen ernestinischen Sachsen's unter Joh. Friedrich und seinen Söhnen eingeleitet.

Th. Hell.